

Preisrede zur Verleihung des Wieland-Übersetzerpreises

Harald Hartung

DON QUICHOTE ODER DIE WÜRDE DES ÜBERSETZERS

Meine Damen und Herren,

mir ist die Ehre zugefallen, Ihnen, sehr verehrter, lieber Karl Dedecius, die Laudatio zum Wieland-Übersetzerpreis zu halten. Und ich will gleich zu Anfang sagen – ehe irgendwelche Konvention mich einholen kann –, wie gern ich diese Aufgabe übernommen habe und wie sehr ich mich für Sie freue.

Daß ich es bin, der Ihre Arbeit und Leistung zu würdigen hat, wollte mich schon zaghaft und bedenklich machen – und das ist kein Topos der Bescheidenheit, sondern hat Gründe in der Sache. Was legitimiert mich denn – mußte ich mich fragen. Gewiß nicht Expertenschaft in polnischer Sprache und Literatur. Das wird weder die Jury noch Sie im Auge gehabt haben. Eher – so nehme ich an – meine Tätigkeit als Literaturkritiker, die ja, wie das Übersetzen, auch eine Form der Vermittlung ist. Und – so darf ich folgern – speziell das Faktum, daß ich sehr oft über Lyrik schreibe und mich – wenn es um übersetzte Lyrik geht – vor allem frage, ob das aus der anderen Sprache herübergeholte Gedicht wirklich Gedicht geblieben oder besser: wiederum Gedicht geworden ist. Gedichte leben, das ist eine Erfahrung. Gedichte leben, können leben – auch in einer anderen Sprache –: das ist ein Wunder. Ein Wunder, bei dem es mit rechten Dingen zugeht; und das macht das Wunder nur größer. Und damit sind wir schon recht eigentlich bei Ihnen, der solche Wunder gewirkt hat – Wunder aus Fleiß, aus Treue, aus Inspiration.

Ich will darüber nicht ins Schwärmen geraten, denn damit täte ich Karl Dedecius Unrecht – dem Ernst einer Arbeit und Anspannung, die nicht nach schnellem Lohn und schneller Anerkennung schießt. Ich will Sie auch nicht mit einer Theorie der literarischen Übersetzung strapazieren – dieses Feld ist so weit, daß es allenfalls die tägliche Reflexion des Übersetzers auszumessen vermag. Dedecius hat über beides reflektiert: die Weite des Feldes und die Enge der täglichen Skrupel am Text, die sich zur Lust am Text gesellen. Über beides weiß er mehr als unsereins. Ich will ein wenig über Erfahrung sprechen — Lektüre-Erfahrung, Erfahrung mit Gedichten, die Karl Dedecius übertragen hat.

Anfang der sechziger Jahre las ich ein Gedicht, von dem ich mit allem Ernst dieser Redewendung sagen möchte: ich habe es nicht vergessen. Es lautet so:

KLEINER ZOPF

Als alle frauen
des transports rasiert waren
fegten vier arbeiter mit besen aus lindenreisig
das haar zu einem haufen

Unter den sauberen scheiben
liegt das spröde haar
der vergasten
nadeln und hornkämme
stecken in diesem haar

Kein licht durchleuchtet es
kein wind zerzaust es
keine hand kein regen
kein mund berührt es

In großen kisten
ballt sich trockenes haar
der vergasten
auch ein grauer kleiner zopf
rattenschwänzchen mit schleife
an dem in der schule
die frechen buben zupften

Ein Gedicht von Tadeusz Różewicz. Ich merkte mir diesen Namen. Den Namen seines Übersetzters merkte ich mir erst später. Aber beide gehören seitdem zusammen. Für mich – für einen deutschen Leser – gibt es dieses Gedicht durch Karl Dedecius. Es ist ein Gedicht nach Auschwitz, ein Gedicht über Auschwitz. Unter den neueren Drucken liest man: Museum – Auschwitz 1948.

Ich war – wie eine ganze Generation junger Intellektueller aufgewachsen mit Adornos Dictum, dem vielzitierten, oft falsch zitierten. Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, hatte Adorno gesagt, sei „barbarisch“ – und weiter: „das frißt auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben“. Nichts nun, hier und jetzt, über Adorno und Gedichte heute. Dieses Gedicht von Różewicz aber war eine Erfahrung: war Widerlegung und Bestätigung zugleich. War Poesie und Anti-Poesie. Und noch einen Schritt weiter Es war Anti-Poesie und „Wiederherstellung“.

Doch damit habe ich schon vorgegriffen, habe ich Sie zitiert, lieber, verehrter Karl Dedecius. Der Übersetzer hatte vor seinem Leser die Erfahrung schon gemacht – tiefer, existentieller – aus biographischen, aus zeitgeschichtlichen Gründen. Das Schicksal hatte – so schien es ihm – den Dichter und seinen Übersetzer ausgewählt, „ein Exempel zu statuieren“ – Różewicz und Dedecius, beide vom Jahrgang 21, den Polen und den Deutschen, aus ähnlicher Kulturerfahrung, vergleichbaren Erfahrungen von Zwang, Gewalt, Zerstörung. Ich zitiere Dedecius: „So begann unsere gemeinsame Erfahrung mit den Formen der Unruhe“. Ich habe Dedecius‘ schönen und ergreifenden Bericht nachgelesen: die Briefe des Übersetzters an seinen Autor. Und darin das Eingeständnis, daß es des Dichters Auschwitz-Gedichte – darunter „Kleiner Zopf“ – gewesen waren, die „von der großen Last unserer Gewissen zeugen – und die Daseinsberechtigung der Lyrik, die reinigt, bezeugen“.

Die Briefe zeigen auch, wie der Übersetzer mit dem Poeten gerungen hat um den Begriff „Anti-Poesie“. Sie zeigen – so meine ich – sein Bedürfnis, über die Anti-Poesie zu einer „Wiederherstellung“ der Poesie zu gelangen. Sie zeigen, wie Jakob mit dem Engel ringt – um doch noch etwas Metaphorisches in die metaphern-feindliche, wengleich nicht bildlose Sphäre der Anti-Poesie zu bringen. Die Briefe – um auch das noch zu sagen – zeigen auch einen Verzicht: den Verzicht auf die eigene lyrische Produktion bei gleichzeitigem Glauben an die Notwendigkeit der Lyrik. Wenn das eine Wunde ist, dann darf man auch den Finger darauf legen. Wir berühren hier ein Geheimnis – „Heilig-öffentlich Geheimnis“, wenn man so sagen darf. Es ist das Geheimnis der dichterischen Qualität der Übertragungen von Karl Dedecius. Kein Handwerk, kein Training vermag zu leisten, was aus existentieller Erfahrung, ja aus großer Verstörung kommt und sich in schlackenlosen Wieder-Erschaffungen fremder Gebilde zum Eigenen beruhigt. Das polnische Gedicht existiert für uns als ein deutsches Gedicht – es ist nicht zu kühn, wenn ich sage: von Dedecius. Der polnische Dichter hatte gesagt, die Lyrik müsse, um wiederauferstehen zu können, sterben. Auch der Akt der poetischen Übertragung läßt sich so begreifen: das Gedicht muß über den Styx der Sprachlosigkeit über-gesetzt werden. Der Übersetzer – auch das eine alte Vorstellung – ist der Fährmann. Gelingt die *Überfahrt*, so lebt das Gedicht – als es selbst und zugleich verwandelt — in der anderen Sprache weiter. Das hat etwas Selbstverständliches. In einem gelungenen Gedicht stehen die Worte wie selbstverständlich; unverrückbar. In einer gelungenen Übertragung nicht minder: die Mühen der Arbeit scheinen getilgt. Und doch gibt es dann und wann auch bei Dedecius Indizien für die Arbeit am Text – auch dies, wenn ich so sagen darf,

“Formen der Unruhe“ – also Verbesserungen, Verkürzungen, Präzisierungen. Im allgemeinen aber zeigen seine Übertragungen die Ausgewogenheit des Klassischen – was ihn auch zu einem ausgezeichneten Übersetzer der Lyrik Zbigniew Herberts gemacht hat. Aber ich will hier nicht einzelnes und einzelne Leistungen herausheben: ich könnte meine Ausführungen mühelos mit der Auflistung von Namen und Titeln bestreiten –und das allein aus der polnischen Lyrik. Worauf ich hinauswill, ist dies. Ich nenne es, hilfsweise und allgemein, *die Breite des Menschlichen*. In ihm kommen Positivität und Klassizität zusammen, glaubhaft zusammen, weil gegründet auf die Erfahrung der Negativität, den überwundenen. Schock. Dedecius spricht einmal sehr schön von seinem „symphonischen Weltverständnis“. Er möchte keine der hundert Stimmen und Instrumente der Poesie missen. Daher auch seine Vorliebe für Anthologien, die „ganze Blumenbeete in deutscher Sprache“ sind. Daher seine schöne Komposition der Herbert-Übertragung in dem Band „Inschrift“ oder die erhellende rückläufige Chronologie in dem Gedichtband von Wislawa Szymborska. Daher eine Breite, Vorurteilslosigkeit, Offenheit, die nur jemand zeigen kann, der Eigenes genug hat, Charakter genug, sich nicht an Fremdes zu verlieren. Der gute Übersetzer ist alles andere als ein Chamäleon – er ist nicht das leicht impressionable Genie der Anempfindung, sondern ein breiter Charakter, der uns und sich selbst die Fremdheit des Fremden zumutet und sie zugleich aufhebt.

Erlauben Sie mir noch einen weiteren Gedanken, ein weiteres Beispiel. Gelungene Übersetzungen wirken wie selbstverständlich. Wir kennen die Beispiele: Luthers Bibel, Schlegel-Tiecks Shakespeare. Sie sind selbstverständlich wie das tägliche Brot, wir brauchen sie wie das tägliche Brot. Vorsicht *Tiger* gesagt: so könnten wir sie brauchen, gebrauchen. Brauchen die Hungernden Gedichte? Ich fürchte, das ist eine Frage der Satten, der Gesättigten. In Polen steht das nicht zur Debatte. Ein Beispiel: wiederum Różewicz, wiederum in der Übertragung von Dedecius.

BROT

Brot

das uns nährt und begeistert

das sich in blut des volkes verwandelt

die poesie von Mickiewicz

hundert jahre nährt uns

dasselbe brot

vervielfacht

durch die kraft der empfindung

Ein Gedicht von 1955 – und bereits dies Datum löst beim polnischen Leser spezifische Assoziationen aus, verweist auf Hoffnungen und Enttäuschungen, die wir nicht so ohne weiteres nachzuvollziehen vermögen. Mickiewicz – der polnische Goethe: aber was hülfe es, wenn wir hilfsweise, Verständnis heischend für uns den Namen Goethe einsetzen? Das Gedicht ist eine Zumutung. Und seine Zumutung geht über die üblichen hermeneutischen Probleme weit hinaus. Zugemutet wird uns, den Skeptischen und in unserer Skepsis Satten, ein Wunder: die wunderbare Brotvermehrung durch Poesie. Aber es ist, richtig betrachtet, nicht einmal ein Wunder, es ist pure Wahrheit, die wir zu begreifen hätten. Różewicz spricht eine einfache Wahrheit aus: ein Volk lebt von Poesie, von etwas Immateriellem, das zur realen Nahrung wird – „vervielfacht durch die Kkraft der Empfindung“. Die Polen – so müssen wir begreifen – essen von einem Brot, das wir nicht mehr als Nahrung erkennen. Wir haben, meine Damen und Herren, den Bereich der „bloßen“ Literatur längst verlassen – aber wir sind immer noch bei der Übersetzung, bei der Übertragung. Sie, lieber, verehrter Karl Dedecius, haben beide Begriffe einmal sehr schön unterschieden und die Übertragung als die weitere und freiere Form der Übersetzung verstanden. Was also trägt der Fährmann zu uns

herüber? Mehr als bloß einige schöne und liebenswerte Kunstprodukte der Nachbarn. Er trägt herüber, was uns fehlt. Und macht uns unseren Mangel bewußt. Und das hat der Übersetzer mit dem Dichter gemein: er läßt uns unseren Hunger spüren und stillt ihn zugleich. Mit diesem Paradox möchte ich schließen und lasse das letzte Wort dem Dichter Rózewicz und seinen wahrhaft poetischen Paradoxen – ich lese das Gedicht

AN DEN ÜBERSETZER K.D.

Du übersetzt
mein gedächtnis
in dein gedächtnis
mein schweigen
in dein schweigen

das wort leuchtest du aus
mit dem wort
hebst das bild
aus dem bild
förderst das gedicht
aus dem gedicht zutage

verpflanzt
meine zunge
in eine fremde

dann
tragen meine gedanken
früchte
in deiner sprache